

Der Töpfer

Autor(en): **Burgauer, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die fabrikmässige Herstellung von Zucker aus Rüben ins Werk setzte. Schon im Jahre 1747 hatte der Chemiker Marggraf in einem der Preussischen Akademie der Wissenschaften zugestellten Bericht ausgeführt, dass in der Rübe «nicht bloss ein zuckerähnliches Wesen vorhanden ist, sondern wahrer, vollkommener Zucker, dem bekannten aus Zuckerrohr völlig gleich». Aber erst dem aus Genf stammenden Schüler Marggrafs, François Charles Achard (1753 bis 1821), der in Berlin lebte, gelang es nach fünfzehnjähriger Forscherarbeit, die beste Runkelrübenart herauszufinden und auch ein Verfahren zur Entziehung des Zuckersaftes und dessen Reinigung und Kristallisierung auszuarbeiten. Im Jahre 1801 eröffnete Achard auf seinem Gute

Kunern bei Breslau die erste Zuckerrübenfabrik. Im folgenden Jahre wurde von einem Waadtländer Benjamin Delessert die erste Zuckerrübenfabrik in Frankreich gegründet. Die Kontinental Sperre brachte es mit sich, dass auch in der Schweiz einige Rübenzuckerfabriken entstanden, doch hatten sie nach Aufhebung der Sperre einen schweren Kampf gegen den wieder eingeführten Zucker aus Zuckerrohr zu bestehen. Mit Unterstützung des Staates Bern und einiger Gemeinden entwickelte sich die 1899 gegründete Fabrik in Aarberg zu einem beachtlichen Unternehmen, wurden doch dort letztes Jahr 204 237 Tonnen Zuckerrüben verarbeitet und daraus rund 23 800 Tonnen Zucker hergestellt.

Regina Wiedmer

Der Töpfer

Zwischen dem schönen Nussbaum und dem Brunnen, der auf moosigem Podest eine steinerne Kugel trägt, führt der Weg dorfaus zum Riegelhaus des Töpfers. Es ist kein Zufall, wenn hier alles an versunkene Zeiten erinnert: der Weinberg, der noch vor wenigen Wochen sein Gewebe vor die Fenster legte und der nun kahl und abgeerntet daliegt, der junge Meister mit der Feuerfarbe auf der einen Gesichtshälfte, die an den Ernst dieses Berufes mahnt, die Werkstatt selbst, ein Geviert von kaum mehr als dreieinhalb Quadratmetern, der Schopf, in dem das Holz und der selbstgegrabene Ton lagern, der Blick auf den Herrenhof und Garten.

Um den Zugang zum Arbeitsraum zu gewinnen, passiert man einen Gang, der ein kleines entzückendes Museum von Nachschöpfungen altmexikanischer, ägyptischer und iranischer Gefässe, von mykenischen und pompejanischen Mischkrügen darstellt, die mich gleich erkennen lassen, dass hier das Schöne eine liebevolle Pflege findet. Im Vorübergehen berührt der Töpfer mit dem gebogenen Finger eine unglasierte Urne; ihr Klang ist rein, wie der einer Glocke. Die Beschaffenheit des Tons, — meint er — sei wichtig für die Güte des Fertigproduktes, dann öffnete er die Tür zu einem kleinen Raum, in dem in patriarchalischer Gefasstheit der würfelförmige elektrische Ofen thront; daneben liegt ein noch kleinerer Raum, in dem die ersten vorbereitenden Handgriffe verrichtet werden, der

Behälter mit dem mechanischen Rührwerk, das Ton und Wasser vermischt und die Masse zermalmt, bevor sie durch ein Haarsieb gleitet und einem unglasierten Behälter zugeführt wird, der das Wasser ausscheidet und die Tonmasse zurückhält. Dann gelangt sie in die Knetmaschine, — erst dann ist sie gebrauchsfähig. Jede Gebärde und jeder Werkgriff sagen deutlich genug, dass der Ton diesem Menschen der Stoff an sich bedeutet, aus dem sich nicht nur Gefässe drehen, sondern auch Menschen, Tiere und eine halbe Welt erschaffen lassen. Wie sich dann aber mein Geleiter an seinen Arbeitsplatz setzt und der Radantrieb der Scheibe wie eine Rotationsmaschine zu kreisen, wie Pferde zu stürmen beginnt und er aus ein wenig «Schlicker» (das ist die Tonmasse in halbflüssigem Zustand) mit seinen ruhigen und nimmermüden Händen sich ein Ding nach seinem Sinn und Wesen erschafft, da will mir scheinen, also ob in diesem Menschen und seinem uralten Handwerk noch immer ein Rest biblischer Kraft und Würde fortlebt. Töpfer sein, ist ein Beruf, der voller Gleichnisse ist.

Wunderbar, wie das Gefäss auf der rotierenden Scheibe in allen Dimensionen wächst, wie sich der Stoff immer mehr zur Form läutert, die dem Willen ihres Schöpfers gehorcht; im Innern der Wandlung bilden sich Kreise, wie in einem stillen Wasser, in das ein Stein geworfen wurde; rasch, doch ohne Eile schreitet alles fort. Und Gleichnis über Gleichnis stellt sich beim beschau-

lichen Betrachter ein, über das Werden und Vergehen der Jahreszeiten und des Menschenlebens. So entstehen Gefässe um Gefässe, weitoffene und etwas bäuerlich anmutende Vasen für Wiesensträusse, elegante Krüge von französischem Charme, Lampenständer und breitbauchige Gefässe mit doppelten Henkeln. Es versteht sich fast von selbst, dass sich für den Töpfer vor allem beim Gestalten der enghalsigen Gefässe Schwierigkeiten einstellen werden, die ohne Zuhilfenahme «verlängerter Arme», das heisst von kugligen Glasstäben, gar nicht zu lösen wären. Das Anbringen von Verzierungen und des Ausflusses der Krüge wird immer von Hand vollbracht, und auch das vorbereitete Kneten der «Stränge» geschieht ohne aussermenschliche Hilfe.

Nach vollbrachter Arbeit geleitet mich der Meister zum Ort, an dem er seinen Lehm gräbt, an

Häusern mit bröckelndem Verputz und vorspringenden Dächern vorüber, aus denen die Schwalben pfeilen, an einem waldumschlossenen Hang am Bruderberg. Es ist schon Nacht, wie wir wieder in das Limmattaler Dorf zurückkehren, wo mir die Hand des Arbeiters das Gedicht eines siebzehnjährigen Kollegen vorlegt, in dem alles noch einmal in naiver Form enthalten ist, was sich über den Beruf des Töpfers sagen lässt:

«Forscht nach, wer war der erste Töpfer?
Den Erdenball schuf Gott der Schöpfer.
Aus einem Klumpen rotem Ton
Schuf er den ersten Menschensohn.
So oft denk ich bei meiner Scheibe —
So oft ich sie im Kreise treibe —
So oft treibt er der Erden Rund.
Mit ihm vertröst ich mein Geschick,
Wenn mir so mancher Topf missglückt.»

Arnold Burgauer

Bim Hafner

De Lei isch suber durebutzt,
Käs Chörnli dine blibe.
De Hafner sitzt am Arbeitstisch
Und dreht si hölzi Schibe.
Das lauft wie ghäxet
Zringelum,
Nu ume, ume, ume!
Und lustig wachst,
Er freut si drum,
Es Tässli um de Tuume.

Wie hübsch, wie herzig stahd's nüd da,
Vum Meister herrli gschwunge!
Er gschaut's und lachet eis derzue:
Bigost, es isch mer glunge!
Isch dä na d'Zeichnig
Früntli dra,
Par Oepfeli, par Birli,
Es Hebeli
Und Farbe na,
Das gid e prächtigs Gschirli!

Und morndes wird der Ofe gheizt,
Und Tag und Nacht wird gfüret.
Gid das e Hitz, gid das e Höll,
Bis es die Zäpfli gspüred!
Jetzt isch es gschmulze,
Jetzt isch Zit!
Die Täller und die Platte,
Die Chrüeg, die Töpf,
Was dine lid,
Will's Gott, de Brand isch grate!

En grosse Hafner känn i na.
Us siner Werchstatt si-mer.
Si Schibe lauft, mer tanzed druf,
Sin Ofe füüret immer.
Und wie-n-er flacket,
Was er brännt,
Mer tüend is wacker stelle.
Wänn er nu zletscht,
Si mir am Aend,
Ae seid: So hän-i's welle!

Ernst Eschmann

Der zwiespältige Freitag

Es ist immer schon so gewesen und wird leider wohl auch immer so bleiben, dass der Mensch stets dem Aussergewöhnlichen, dem aus irgend

einer Ursache heraus sensationell auf ihn Einwirkenden grösste und oft übertriebene Beachtung schenkt, während Dinge oder Begriffe, welche mit